

Theologie der Arbeit im Religionsunterricht an beruflichen Schulen

Ein paar beiläufige Assoziationen

Reiner Jungnitsch

1. Das Thema „Arbeit“ gehört insbesondere im Berufsschul-Religionsunterricht (BRU) zum unverzichtbaren Unterrichtsstoff, denn wo sonst kann mit jungen Menschen an der Schwelle zur Arbeitswelt so eingehend, authentisch und grundsätzlich über diesbezügliche Erfahrungen und Erwartungen reflektiert werden. Und das – personal begründet – in doppelter Perspektive: einerseits kommen die Standpunkte der Schüler bzw. jugendlichen Arbeitnehmer offen zur Sprache, andererseits bringt gleichzeitig die Lehrkraft ihr Erleben und ihre religiös-theologische Sicht in das Gespräch mit ein. Darin liegt der gemeinsame Keim des Theologischen in diesem dialogischen Prozess, denn auch die Jugendlichen sind kreativ-handelnde Subjekte einer sich hier ereignenden Theologie.

Diese Konstellation lässt nun weiterfragen: Was sind – nicht nur bei Berufsschülern - die aktuellen und prägenden Erfahrungen des Arbeitslebens? Welche Bedeutung haben diese Erfahrungen im Lebensganzen der Heranwachsenden? Und allgemeiner: Was bedeutet „Arbeit“ im individuellen sowie im gesellschaftlichen Kontext? Worin liegt die „religiöse“ Dimension des Arbeitens? Welche Gestalt kann eine „Theologie der Arbeit“ im BRU finden? Wie kommen schließlich säkulare Erfahrung und theologische Reflexion zusammen?

2. Die Erfahrungen der Schüler und Auszubildenden mit Arbeit und Berufswelt sind naturgemäß unterschiedlich und ambivalent. Haben die einen ihren Wunschberuf ergreifen können, waren andere genötigt, situationsbedingt irgendeine Ausbildung zu beginnen, um überhaupt einen qualifizierenden Einstieg ins Arbeitsleben zu erreichen. Wieder andere fanden aufgrund unzureichender Schulabschlüsse keinen Ausbildungsplatz und drängen in weiterführende Schulformen – mit teils begrenzter Motivation.

Was sie jedoch alle erleben (müssen) ist das Ausgeliefertsein an die unbarmherzigen Spielregeln einer Leistungsgesellschaft, die den Einzelnen vorrangig nach formalen Verwertungskriterien einstuft und auf persönliche Bedingungen und Bedürfnisse wenig oder gar keine Rücksicht nimmt. Nicht wenige Jugendliche haben in ihren Familien bereits schmerzhaft die Arbeitslosigkeit eines Elternteils erlebt und damit einen Vorgeschmack davon, wie tiefgreifend das Thema Arbeit in die konkrete Lebenssituation und in das persönliche wie familiäre Wohlergehen hineinwirken. In diesen umfassenden Selektionsmechanismus zugunsten einer funktionierenden Arbeitsgesellschaft ist weithin auch die Bildungsinstitution Schule integriert. Auch sie orientiert sich zuvorderst am Kriterium der erbrachten Leistung und dokumentiert dies mit Noten – zur Kenntnis des nächsten Leistungsabnehmers, genannt Arbeitgeber. An dieser Grundstruktur ändern auch die vielfältigen schulischen Förderungsprogramme nicht viel. Auf die Frage, was einer „ist“, antworten wir üblicherweise mit der Nennung der beruflichen Tätigkeit. Und wer hier schon früh – durch welche Umstände auch immer – auf die Verliererspur geraten ist, dem verbleiben

gesellschaftliches Ansehen und tragfähiges Selbstwertgefühl lediglich im Fragment. Die Schicksalhaftigkeit beruflicher Arbeit zeigt sich allerdings auch unter umgekehrtem Vorzeichen: Selbst der Tüchtige und Qualifizierte kann plötzlich „freigestellt“ sein, wenn die gesamtwirtschaftliche Lage seinen Arbeitsplatz oder gar das ganze Unternehmen auslöscht. Dieses Szenario spielt sich gerade am Ende dieses Jahrzehnts vor unseren globalen Augen ab. Gerade an den jungen Menschen gehen diese Signale des Arbeitsmarktes nicht spurlos vorbei.

3. Neben dem Druck der Leistungsanforderung und der begleitenden Angst und Unsicherheit um die Dauerhaftigkeit des eigenen Platzes im Erwerbsleben spüren die Heranwachsenden aber auch das „Andere“ in Sachen Arbeit, das über das Geldverdienen und Karrieremachen hinausreicht. Wenn auch nur ansatzhaft, so erkennen sie doch die fundamentale Bedeutung des Arbeitens im menschlichen Dasein. Es gibt kein Leben ohne Arbeit. Sie bedeutet neben Last und Mühe für die materielle Sicherung eben auch soziale Integration und Anerkennung und bleibt ein besonderes Medium der Selbstfindung und Selbstverwirklichung.¹

An dieser Stelle berühren sich säkulare und religiöse Sicht der Arbeit. Denn je grundlegender das Phänomen Arbeit bedacht wird, desto umfassender wird auch der Bezugsrahmen der Deutung. Das ahnen auch die Neulinge in der Arbeitswelt: Lebe ich nur, um zu arbeiten, ein materielles Auskommen zu haben, um Auto, Urlaub und Hobby finanzieren zu können? Sollte die Arbeit nicht noch ein „Mehr“ beinhalten, wenn sie schon den Großteil unserer Lebenszeit verzehrt? Ist die jahrzehntelange Anstrengung im Beruf einzig dazu da, später einmal eine hinlängliche Altersversorgung „verdient“ zu haben (deren Sicherheit politisch ein fragwürdiges Versprechen bleibt)?

Solches Fragen findet keine befriedigenden Antworten mehr, wenn nicht der Blick geweitet wird auf die Sinnfrage des Menschenlebens überhaupt. Nur ein Welt- und Menschenbild, das über die alltägliche Verzweckung, die Ausnutzung und den Verschleiß, über Erfolg und Scheitern in diesem Leben hinaus *denkt*, über das Erreichbare hinaus *hofft* und über das Erkennbare hinaus *glaubt*, vermag diesen Fragezeichen überhaupt eine diskutabile Perspektive anzubieten. Jedes Unterrichtsgespräch, das sich intensiv genug in das Thema hineinbohrt, mündet unweigerlich in diesen Horizont. Hier stehen dann Optionen zur Wahl, die niemanden unberührt lassen und von der Entscheidung dispensieren. Gerade junge Menschen spüren das, da sie am Anfang eines zu gestaltenden Lebens stehen.²

4. Die beschleunigten Wandlungen in Wirtschaft und Gesellschaft stellen (nicht nur) die Arbeitenden vor ganz neue Herausforderungen. Galt bislang der Übergang von der produktionsorientierten Arbeit hinüber zu einer Dienstleistung als vorherrschende Bewegung, so heißt im 21. Jahrhundert das magische Zauberwort >Informationsgesellschaft<, in der die Verfügung über Information und Wissen zum Inbegriff des Arbeitsgeschehens wird. Dieser abstrakt-harmlos klingende Begriff verschleiert jedoch den hier stattfindenden Verdrängungskampf um Marktanteile. Die vielfach negativen Merkmale der „modernen arbeitsteiligen Marktwirtschaft“ listet Herbert Vorgrimler in aller Deutlichkeit auf: „Zerstörung menschlicher, vor

allem auch familiärer Beziehungen; immer stärkere Rationalisierung und Technisierung; Verstärkung von Befehls- und Kontrollsystemen; Identitätsverlust; Massenarbeitslosigkeit; Entstehung neuer Klassen; Mitverantwortung bei ökologischen Schäden usw.“³

Dabei sind diese Begleiterscheinungen unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung keineswegs neu. Schon vor einem halben Jahrhundert hat Erich Fromm in seiner Zeitanalyse das Problem helllichtig auf den Punkt gebracht: „Der moderne Kapitalismus braucht Menschen, die in großer Zahl reibungslos funktionieren, die immer mehr konsumieren wollen (...). Er braucht Menschen, die sich frei und unabhängig vorkommen und meinen, für sie gebe es keine Autorität, keine Prinzipien und kein Gewissen - und die trotzdem bereit sind, sich kommandieren zu lassen, zu tun, was man von ihnen erwartet, und sich reibungslos in die Gesellschaftsmaschinerie einzufügen (...). Was kommt dabei heraus? Der moderne Mensch ist sich selbst, seinen Mitmenschen und der Natur entfremdet (...).“ Er „überwindet ... seine unbewusste Verzweiflung durch die Routine des Vergnügens (...), außerdem durch die Befriedigung, ständig neue Dinge zu kaufen und diese bald wieder gegen andere auszuwechseln (...). Unser Charakter ist darauf eingestellt, zu tauschen und Dinge in Empfang zu nehmen, zu handeln und zu konsumieren. Alles und jedes - geistige wie materielle Dinge - wird zu Objekten des Tausches und des Konsums.“⁴ Lässt sich die allseitige Signatur unserer Gegenwart deutlicher – und zugleich entlarvender – darstellen?

Fromms provokante Spiegelung als Medium eines Unterrichtsgesprächs wird sehr schnell den Kernpunkt des Themas aufscheinen lassen: Arbeit als Lebensfrage! Und neben dem fatalistisch klingenden Resümee „So ist die Welt nun mal!“ formuliert sich gewiss auch die Suche nach realistischen Alternativen.

5. Was haben Kirche und Theologie nun anzubieten? Was kann wie im BRU ins Spiel gebracht werden? - Was der oft wenig befriedigenden Realität in Arbeitswelt und Gesellschaft entgegengehalten werden kann ist das „*utopische Potential des christlichen Glaubens*“ (Sölle), nämlich dass Arbeit wesentlich Selbstaussdruck des Menschen ist sowie etwas mit sozialer Beziehung und mit Versöhnung mit der Natur zu tun hat.⁵ Damit gewinnt die menschliche Arbeit letztlich eine religiös-spirituelle Dimension. Das kann den Schülern aber nur in behutsamen Schritten vorgestellt werden. Texte der Bibel, der kirchlichen Tradition und speziell der katholischen Soziallehre bieten hier einen reichen Fundus. (Sie brauchen an dieser Stelle nicht ausgeführt zu werden, da dies an anderen Stellen dieses Buches bereits kompetent geschieht.)⁶

Markierungspunkte in diesem Feld werden jedenfalls sein müssen: Die positive Sicht der Arbeit, die den Menschen so hoch einschätzt, dass er in seinem Tun als kreativer Mitgestalter der Welt an die Seite Gottes gestellt wird, dass Arbeit mit Freiheit, Würde und Verantwortung verbunden ist, dass der Mensch in der Wirtschaft mehr Gewicht haben muss als Kapital und Rendite.

Hier gilt vor allem die mahnende Feststellung von Kardinal Lehmann: „Wer Jugendliche und junge Erwachsene beruflich handlungsfähig machen will, wird auch die religiösen und moralischen Voraussetzungen beruflichen Handelns thematisieren müssen. Er wird nach den Werten und Zielen des Lebens, nach Einstellung zur Arbeit und Erfolg, der Bedeutung von Versagen und

Misserfolg, nach den Regeln des betrieblichen Miteinanders, nach Eigentinteresse und Solidarität, nach Arbeit und Freizeit, Beruf und Familie fragen und auf diese Fragen Antworten finden müssen. Deshalb ist der Religionsunterricht ein unverzichtbarer Teil der beruflichen Bildung.“⁷

7. Nun ist es aber theologisch wie religionspädagogisch etwas zu simpel, sich in plakativer Kapitalismuskritik auszutoben und der Schlechtigkeit der realen Verhältnisse die wohlklingende Utopie des Glaubens als erlösenden Kontrast entgegen zu stellen. Idealisierende Gegenrede tut sich immer leicht, bleibt aber eben deshalb in der Praxis wirkungslos. Antoine de Saint Exupéry weist den besseren Weg: „Willst du ein Schiff bauen, rufe nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen und Werkzeuge vorzubereiten – sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer!“ Dieser (im guten Sinne) eher subversive Weg sollte auch das Kennzeichen eines angemessenen Theologisierens im Unterricht sein. Gerade jungen Menschen gegenüber sollte sich Religion nicht als scheinbar allseits besserwissende Instanz präsentieren, sondern als kritisch-konstruktive Begleiterin auf der Suche nach dem guten und sinnhaften Leben für alle. „Religion ist nicht Antwort auf die Sinnfrage; sie ist selbst die Sinnfrage. BRU vermittelt weder Antworten, noch Sinn. Er hilft, alltägliche Antworten in Lebensfragen zu übersetzen, Wünsche und Ängste zu klären und soziale Verantwortung zu erörtern.“⁸ Religion (bzw. Theologie) kann sich hier als schonungslose Wahrnehmungslehre der Wirklichkeit qualifizieren, die den Blick schärft gegenüber blendenden Machbarkeitsideologien und vernebelnden Absolutsetzungen – egal von welcher Seite. Kritische Religion, so Dietrich Zilleßen, „enteignet“, in dem sie die Grundlagen aller Sicherheiten und Behauptungen in dieser Welt ungeniert in Frage stellt und dadurch erst einen fundamentalen Dienst zur Freiheit des Menschen leistet. Der BRU sollte die Schüler „befähigen, sich grundlegende Lebenspositionen anzueignen, ohne sie absolut zu setzen, eigene Verantwortung wahrzunehmen, ohne sie allgemein begründen zu können, Vertrauen auszubilden, ohne sich vom Zweifel befreien zu können, Visionen zu entwickeln, ohne die eigenen Grenzen zu verkennen. Wer wollte behaupten, diese *anthropologische* Allgemeinbildung sei keine Berufsbildung?“⁹

8. Wenn schon von der kritischen Beleuchtung und der Relativierung aller weltlichen Größen die Rede ist, darf der Kristallisationspunkt des Christlichen nicht unbenannt bleiben: der Mann aus Nazareth. Die Überlieferung erzählt, Jesus habe wohl den Handwerkerberuf seines Vaters Josef erlernt, doch sprechen die Evangelien nirgends mehr davon, dass er diesen Beruf später auch ausgeübt habe. Jesus wird eben nicht als arbeitender Mensch dargestellt.¹⁰ Die Evangelisten schildern ihn als heimatlosen Wanderprediger, der ohne Erwerbstätigkeit umherzieht und mit seinen Freunden von wohlhabenden Gönnern mit dem Lebensnotwendigen versorgt wird. Er wird als „charismatischer Lehrer“ geschildert, der zur Arbeitswelt bewusst Distanz hält und das Erwerbsleben mehr als einmal verspottet.“¹¹ Das Erfülltsein von seiner Sendung lässt offenbar keinen Platz für die Sorge um die irdischen Notwendigkeiten. In Umkehrung alttestamentlicher Haltung, wo der Faule auf den gottgefälligen Fleiß der Ameise verwiesen wird (Spr 6,6) verweist Jesus auf die Natur: „*Deswegen sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass*

ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt. 23 Das Leben ist wichtiger als die Nahrung und der Leib wichtiger als die Kleidung. 24 Seht auf die Raben: Sie säen nicht und ernten nicht, sie haben keinen Speicher und keine Scheune; denn Gott ernährt sie. Wie viel mehr seid ihr wert als die Vögel! (Lk 12,22ff). Nicht Fleiß und Vorsorge liest Jesus aus der Naturbeobachtung ab, sondern das sorglos-unbekümmerte Leben. Er sieht sich „als Kind Gottes, um das sich der himmlische Vater kümmert“¹². Zugespritzt stellt Bernhard Lang sogar fest, „scheint es Jesus am Verständnis für die Arbeitswelt und die Bedürfnisse des gewöhnlichen Menschen zu mangeln“.¹³ Auch die Berufung der Jünger ist gekennzeichnet vom abrupten Bruch mit der bisherigen Erwerbsarbeit, sogar mit dem Verlassen der Familien oder dem Aufgeben des erworbenen Besitzes.

Als positives Beispiel für ein halbwegs bürgerliches Leben, für einen an beruflicher Qualifikation und materieller Zukunftssicherung sowie familiärer Verantwortung jungen Menschen unserer Tage kann Jesus nicht unmittelbar dienen. Trotzdem zeigt sein provokant anderer Lebensstil, dass Arbeit und Wohlstand keine ultimativen Werte in einem Menschenleben sein sollten. Arbeit erhält ihre eigentliche Bedeutung durch die Einbettung in einen größeren Deutungszusammenhang, christlich gesprochen: durch unsere Mitwirkung am „Reich Gottes“, einer Welt also, in der Brot an alle verteilt wird, die von friedlicher Kooperation und einem schonenden Umgang mit den natürlichen Lebensgrundlagen getragen ist. Der Glaube geht von der Erreichbarkeit dieser Utopie aus, wenn auch nicht allein aufgrund menschlicher Arbeit. Aber erst recht nicht ohne sie.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Karl Kardinal Lehmann: Der Mensch im Mittelpunkt des Arbeitsprozesses. Perspektiven einer Theologie der Arbeit, in: A. Biesinger / Josef Jakobi / Joachim Schmidt (Hg.): Berufliche Bildung mit religiöser Kompetenz, Tübingen 2005, 18-36
- 2 Ein Beispiel für Gesprächsimpulse mit Berufsschülern über ihre Arbeits- und Lebenssituation findet sich unter: <http://www.reinerjungnitsch.de/html/publikationen.html> (dort Nr. 5)
- 3 H. Vorgrimler: Neues Theologisches Wörterbuch, Freiburg 2000, 58
- 4 Erich Fromm, Die Kunst des Liebens, München 2000 (1956), 100-102
- 5 Vgl. Dorothee Sölle: Lieben und arbeiten. Eine Theologie der Schöpfung, Stuttgart 1985, 109ff
- 6 Für den BRU hilfreich aufbereitet z. B. in dem Unterrichtswerk „SinnVollSinn“ Bd. 2: Mensch und Welt als Gottes Schöpfung, München 2006, bes. 56ff. Wichtige Impulse enthält auch Wolfgang Dietrichs Artikel „Arbeit“ in: Norbert Mette / Folkert Rickers (Hg.), Lexikon der Religionspädagogik, Neukirchen-Vluyn 2001, 41-47
- 7 Siehe Anm. 1, dort 31
- 8 Dietrich Zilleßen: Theologie im BRU, in: Neues Handbuch Religionsunterricht an berufsbildenden Schulen, hg. von der Gesellschaft für Religionspädagogik und dem Deutschen Katechetenverein, Neukirchen-Vluyn 2005, 126-131, 126
- 9 ebd., 127
- 10 Zum Folgenden vgl. Bernhard Lang: Arbeit. B. Biblisch, in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, hg. von Peter Eicher, München 2005, Bd. 1, 67-80
- 11 Lang, a.a.O., 78
- 12 ebd.
- 13 ebd.